

Nr. 24. Posen, den 11. Juni. 1893.

Der Freund des Todes.

Eine phantastische Geschichte aus dem Spanischen des Don Pedro de Alarcon.

Deutsch von Babette Arnous.

(Fortsetzung.)

„Oh, erzürne Dich nicht," flehte der verzweifelte Gil, „erzürne Dich nicht und sage mir die Wahrheit! Werden wir bei Tagesanbruch einander wiedersehen?"

Der Tod hob feierlich seine rechte Hand gen Himmel und sagte mit trauriger Stimme:

„Ich schwöre es Dir!"

„Oh, Gil . . . was ist geschehen? . . ." rief Helene, die jetzt wie eine mythologische Verkörperung des Mondes durch das Dickicht der Bäume auf ihn zuschritt.

Gil, bleich wie der Tod, mit verwirrtem Haar, trübem Blick und schwerem Herzen drückte einen Kuß auf Ihre Stirn und sagte mit Grabesstimme:

„Bis auf morgen . . . hoffe auf mich! mein Leben!"

„Sein Leben!" murmelte der Tod mitleidsvoll.

Helene schlug die thränenfeuchten Blicke gen Himmel, faltete die Hände und wiederholte mit einer Stimme, die nicht von dieser Welt schien:

„Bis auf morgen."

Gil und der Tod gingen von dannen und Helene blieb mit herunterhängenden Armen, gefalteten Händen, unbeweglich unter den Bäumen stehen.

Vom Mondlicht übergossen glich sie einer herrlichen Bildsäule, die hier im Garten vergessen worden war.

XIV.

Die umgekehrte Zeit.

„Wir haben es weit," sagte der Tod zu seinem Freunde Gil, als sie das Landhaus verließen . . . „Ich werde meinen Wagen bestellen," und er stampfte bei diesen Worten mit dem Fuße auf den Boden. Ein dumpfes Getön, wie es einem Erdbeben vorangeht, erklang aus der Tiefe. Vor den Freunden erhob sich ein dichter Nebel und in diesem ward ein elfenbeinernes Gefährt sichtbar, wie man es auf den alten Bas-Reliefs findet.

Bei näherer Betrachtung aber zeigte es sich, daß es nicht Elfenbein, sondern menschliche Gebeine waren, die mit großer Genauigkeit zusammengefügt und gebleicht waren, ohne jedoch von ihrer ursprünglichen Form einzubüßen.

Der Tod gab Gil die Hand und sie bestiegen den Wagen, der sich wie ein Ballon in die Luft erhob, nur mit dem Unterschiede, daß er dem Willen der Insassen gehorchte.

„Wir haben es weit," wiederholte der Tod, „doch wir haben Zeit genug, denn dieser Wagen fliegt, wenn ich es will, schnell wie die Phantasie. Höre! wir werden in den drei Stunden, die wir zur Verfügung haben, abwechselnd schnell und langsam fahren und doch eine Reise um die Welt machen. Jetzt ist es neun Uhr Abends in Madrid. Wir fahren gen Nordost und werden es daher lange vermeiden, der Sonne zu begegnen."

Gil blieb ruhig.

„Prächtig! Du ziehst es vor zu schweigen, so werde ich allein reden," fuhr der Tod fort. „Du wirst Dein Schweigen bald von selbst beim Anblick des Schauspiels brechen, welches Du zu sehen bekommst."

„Vorwärts."

Der Wagen, der bisher ohne Richtung in der Luft geschwebt hatte, setzte sich mit unglaublicher Geschwindigkeit in Bewegung, sobald unsere Reisenden ihn bestiegen hatten. Sie streiften fast die Erde und Gil sah Pflanzen, Berge, Bäume, Flüsse, Ebenen und Abgründe . . . aber alles wirr durcheinander.

Ab und zu ließ ihn ein Feuer die Hütte schlichter Hirten erkennen, aber häufiger fuhr das Gefährt langsam bei großen Steinmassen vorüber, großen, rechtwinkligen Steinhaufen, zwischen denen ein Schatten kreuzte und zugleich hörte man Glockengeläut, welches den Tod oder die Stunde anzeigte, was beinahe dasselbe besagt; wenn der Gesang der Nachtluft das Läuten wiederholte, lachte der Tod und der Wagen eilte von dannen.

Je weiter sie gen Osten flogen, je dichter wurde die Finsterniß, die Ruhe der Städte tiefer, größer das Schweigen in der Natur.

Der Mond entfloh wie eine verängstigte Taube und die Sterne am Himmel wechselten, einem versprengten Heere gleich, unaufhörlich ihren Platz.

„Wo sind wir?" fragte Gil.

„In Frankreich," antwortete der Tod. „Wir haben schon einen großen Theil jener Stätte zurückgelegt, auf dem die zwei kriegerischen Nationen zu Anfang dieses Jahrhunderts mit einander gekämpft haben. Wir haben bereits den Schauplatz des Erbfolgekrieges gesehen . . . Sieger und Besiegte schlafen in diesem Augenblicke. Mein Schüler, der Schlaf, beherrscht die Helden, die damals nicht in den Schlachten, oder später durch Alter und Krankheit starben. Ich es begreife nicht, wie so ihr Menschen da unten nicht alle Freunde seid. Die Gleichheit Eurer Schwachheit, Eure Abhängigkeit von einander, die

Kürze Eures Lebens, das Schauspiel der unendlichen Größe der Himmelskreise im Vergleich zu Eurer Kleinheit, alles müßte Euch brüderlich vereinen. Ihr seid den Passagieren eines Schiffes vergleichbar. Auch diese fühlen weder Liebe, noch Haß, noch Ehrgeiz; dort giebt es weder Schuldner noch Gläubiger, weder Hoch, noch Gering, weder Häßliche, noch Schöne, keine Glückliche, noch Unglückliche. Die nämliche Gefahr umschwebt sie . . . und ich bin ihnen allen gleich nah. Nun wohl! was ist die Welt von hier aus gesehen anderes, als ein in Gefahr schwebendes Schiff, eine von Pest und Feuersbrunst heimgesuchte Stadt."

„Was für schwache Lichter sind es, die ich an verschiedenen Punkten der Erde leuchten sehe, seitdem sich der Mond verbarg?" fragte der Jüngling.

„Kirchhöfe . . . Wir befinden uns gerade über Paris . . . Neben jeder lebendigen Stadt, neben jedem Dorfe, jedem Flecken giebt es eine todte Stadt, ein Dorf, einen Flecken, sie gehören zu einander wie der Schatten zum Körper. Aus diesem Grunde giebt es eine zwiefache Erdkunde, wenn Ihr Menschen auch nur von der einen Hälfte sprecht, weil es Euch angenehmer ist. Wenn man eine Karte aller Kirchhöfe herstellte, so würde dies allein zur Erklärung Eurer politischen Geographie genügen. Ihr seid stets im Irrthum über die Menge und Zahl der Bevölkerung. Die todten Städte sind bevölkerter als die lebenden; in diesen giebt es kaum drei Generationen, während jene hunderte aufzuweisen haben. Die Lichter, welche Du glänzen siehst, ist das Phosphorisiren der Kadaver, oder, wenn Du lieber willst, das letzte Aufleuchten tausender schwindender Körper; ist der Untergang der Liebe, des Ehrgeizes, des Zornes, des Genies und der Barmherzigkeit. Es sind die letzten Flammen des verlöschenden Lichtes der Individualität, welche verschwindet, des Wesens, das seine Substanzen der Mutter Erde zurückgiebt . . . Es sind . . ." da machte der Tod eine Pause.

Gil Gil hörte zur nämlichen Zeit einen fürchterlichen Lärm, als wenn tausend Wagen über eine hölzerne Brücke fahren. Er schaute zur Erde, aber er fand sie nicht, sondern sah statt ihrer eine Art beweglichen Himmels, in den sie sich versenkten.

„Was ist das?" fragte er bestürzt.

„Es ist das Meer . . ." entgegnete der Tod, „wir haben jetzt Deutschland durcheilt und treten in das Nordmeer ein."

„Oh . . . Nein! . . . murmelte Gil, von instinktivem Entsetzen erfaßt. „Führe mich nach der andern Seite . . . ich möchte die Sonne sehen."

„Ich werde Dich hinführen die Sonne zu sehen, wir werden zu ihr zurückkommen und Du somit das wunderbare Schauspiel von der umgekehrten Zeit haben."

Er wendete das Gefährt und sie fuhren gen Südwest. Einen Augenblick später hörte Gil Gil wieder das Getöse der Wogen.

„Wir sind im Mittelmeer," sagte der Tod . . . jetzt kreuzen wir die Meerenge von Gibraltar . . . hier ist der Atlantische Ocean."

„Der Atlantische Ocean," murmelte Gil verwunderungsvoll.

„Nun siehst Du nichts als Himmel und Wasser, oder besser nur den Himmel."

Das Gefährt schien in der Leere, außerhalb der Erdatmosphäre zu schweben.

Gestirne erglänzten um ihn her, tief unten zu seinen Füßen, über seinem Haupte, überall, wohin er den Blick wendete.

Nach einigen Minuten zeigte sich in der Ferne eine purpurne Linie, welche den Himmel in zwei Theile trennte, unbeweglich der eine, kreisend der andere.

Die Purpurlinie wandelte sich in roth, hernach in orange, endlich wurde sie größer und größer und wie Gold schimmernd, indem sie das unendliche Meer erleuchtete. Die Sterne entschwanden nach und nach . . . Man konnte sagen, sie gingen unter, um auf zu gehen. Dann stieg der Mond empor, doch hatte er kaum einen Augenblick am Horizont geleuchtet, als das goldene Licht seine Klarheit verfinsterte.

„Der Tag bricht an," sagte Gil.

„Im Gegentheil, es wird Nacht," belehrte ihn der Tod, „aber da wir hinter der Sonne einhergehen, und viel schneller als sie, so ist uns der Untergang Morgenröthe, . . . Die Morgenröthe Abendlicht . . . Hier sind die lieblichen Azonen!"

In der That tauchte mitten aus dem Ocean jene reizende Inselgruppe auf.

Das melancholische Abendlicht brach durch die Wolken, rieselte durch den Nebel der Flüsse und verlieh dem Archipelagus einen zauberhaften Reiz.

Gil und der Tod fuhren über diese Oasen der Meereswüste dahin, ohne einen Augenblick inne zu halten.

Nach zehn Minuten ungefähr stieg die Sonne aus dem Schoß der Wogen empor und erhob sich ein wenig am Horizont. Doch der Tod wendete sein Gefährt und die Sonne ging unter. Er wendete von neuem und die Sonne erschien wieder.

Es waren zwei Untergänge zu einem vereint.

Gils Uhr zeigte einviertel nach neun Uhr — abends, wenn wir so sagen können.

Wenige Minuten später folgte Nordamerika dem Meere. Gil sah beim Vorbeifahren, wie die Menschen schon auf dem Felde arbeiteten, an den Küsten dahinfuhren und in den Straßen der Städte geschäftig umherliefen. An einem Orte führten sie Krieg, an einem andern sah er eine große religiöse Feierlichkeit sich vorbereiten . . . man weihte dem Tode einen Baum, zu dem jenes Volk betete.

Dann wieder sah er zwei junge Wilde, ganz allein im Waldesdickicht, die sich liebend umfingen.

Weiter ging es zum todten Meer.

Auf den Pajaros-Inseln war es Mittag.

Tausend andere Inseln tauchten vor seinen Augen auf und auf jeder derselben herrschten andere Sitten, andere Religionen, andere Beschäftigungen. Ueberall waren die Trachten, die Gebräuche verschieden.

Sie kamen nach China, wo soeben die Sonne aufging. Ihr Aufgang war für unsere Reisenden ein Untergang. Andere Sterne, weit verschieden von denen, welche sie bisher gesehen hatten, schmückten das Himmelsgewölbe. Endlich kamen sie nach Asien, wo es Nacht war; sie ließen das Himalaja-Gebirge mit seinem ewigen Schnee rechts liegen und fuhren am Saume des kaspischen Meeres dahin, wendeten sich wieder rechts und kamen zu einem Hügel, neben dem eine Stadt lag, in der es zu dieser Zeit Mitternacht war.

„Wie heißt diese Stadt?" fragte Gil.

„Wir sind in Jerusalem," antwortete der Tod.

„Schon!"

„Ja . . . und es fehlt nur noch wenig, um die Runde um die Erde vollendet zu haben; doch hier will ich anhalten, denn es ist zwölf Uhr und ich will nicht unterlassen, in dieser Stunde auf die Knie zu sinken.

„Warum?"

„Um den Schöpfer des Weltalls anzubeten"; bei diesen Worten entstieg er dem Gefährt.

„So will ich auch zu dieser Zeit die Gottesstadt in ihren Ruinen betrachten," entgegnete Gil, neben dem Tod auf die Knie sinkend und die Hände in inbrünstiger Andacht faltend. Als beide ihre Gebete vollendet hatten, wurde der Tod wieder heiter und gesprächig, er bestieg, von Gil gefolgt, seinen Wagen und sie fuhren davon.

„Jenes Dorf, welches Du dort oben auf dem Berge siehst, ist Gethsemane; dort liegt der Oelberg und auf der anderen Seite wirst Du ein gewaltiges Gesims erblicken, welches sich von einem mit Sternen besäeten Felde loszulösen scheint, es ist Golgatha! . . . Hier verbrachte ich den erhabensten Tag meines Daseins . . . Ich glaubte Gott selbst überwunden zu haben . . . ich überwand ihn auch viele Stunden lang . . . Doch, ach! Obgleich ich auf diesem Berge war, so ward ich, — es war an einem Sonntage, — entwaffnet, vernichtet! Jesus war auferstanden. Und beim Beschauen dieser Stätte tritt mir mein eigener, gewaltiger Kampf mit der Natur wieder vor Augen . . . hier fand mein Kampf mit ihr statt . . . und welcher Kampf! um drei Uhr Nachts war es, als ich die Lanze gegen die Brust des Erlösers richtete, da begannen sie mich zu steinigen, sie brachten die Kirchhöfe in Aufruhr! Was weiß ich . . . ich glaube, die ganze Natur verlor ihren Halt! . . . "

(Fortsetzung folgt.)

Die Spionin.

Erzählung von Maurus Jókai.

I.

Das zweiunddreißigste Bataillon und die polnischen Rothmützen blieben allein auf dem Schlachtfelde zurück. Alle andern waren entflohen. Nur ein einzelner Hauptmann war nicht seinem flüchtenden Regimente gefolgt, sondern hatte seine Degentroddel abgerissen, eine weggeworfene Flinte von der Erde aufgerafft und sich als gemeiner Soldat in die Reihe der Kämpfenden gestellt.

Und nun ertönte der Schlachtgesang, dazwischen vernahm man das Donnern der Kanonen, das Stampfen der Pferdehufe und das Hurrah-Geschrei des Feindes.

Singend zog die kleine Schaar der Polen weiter; wurden sie von Zeit zu Zeit von ihren Verfolgern erreicht, so gaben sie Feuer und hielten mit gefälltem Bayonnet an, um zu kämpfen. Dann zogen sie sich ruhig wieder zurück, wobei sie ohne Unterlaß ihren Kriegsgesang ertönen ließen; die Kanonen donnerten, die Pferde stampften, die Kugeln pfiffen.

Ohne den Widerstand der kleinen Schaar wäre das ganze besiegte Heer vernichtet worden. Sie allein hielt die verfolgende Armee auf, welcher zehnmal soviel Menschen nicht eine Stunde lang widerstanden hatten. Sie kämpfte bis spät Abends; Wunden hatte sie genug erhalten; doch wies sie noch keinen einzigen Todten auf. Jetzt greift die feindliche Reiterei sie in heftigem Sturm an, der Anprall gleicht dem Branden wilder Wogen um den unerschütterlichen Felsen. Die geschwungenen Schwerter und Bayonnette klingen und sausen, die Kämpfenden lassen eine Staubwolke um sich her entstehen, aus der bloß die Spitzen der Fahnen hervorragen.

Allmählich senkt sich die Staubwolke, unbehelligt zieht die kleine Schaar ihres Weges, und die verfolgende Reiterei gehorcht dem Rückzug blasenden Trompetensignal.

In dem zerstampften Grase bleibt ein Mann allein liegen; — sein verscheidendes Gesicht ist gegen den Himmel gewendet, in den gebrochenen Sternen seiner Augen spiegelt sich der traurige Schein der Dämmerung.

Ueber die himmelblaue Uniform fließt das rothe, warme Blut, über das männlich-schöne Gesicht breitet sich die erstarrend-bleiche Färbung des herannahenden Todes.

Noch einmal will er sich von der Erde erheben, — er vermag es nicht, er fällt zurück, und das Schwert entsinkt seiner kraftlosen Hand.

„O meine Hermine!“ seufzt er den Namen seines letzten Gedankens und neigt das Antlitz in das Gras. Und mit der ausgestreckten Hand nach seinem Schwerte tastend, flüstert er nochmals mit erkaltenden Lippen den geliebten Namen und stirbt.

Es ist der einzige von seinem Regiment zurückgebliebene Hauptmann.

Und in der Ferne, in der sinkenden Nacht tönt immer leiser, immer entschwindender der Kriegsgesang.

II.

Ein Monat war nach der verlorenen Schlacht bei Budamér verflossen. Der ungarische Anführer befand sich in Schemnitz mit seinem ringsum eingeschlossenen Heere. Auf vier Seiten versuchte er es, sich einen Weg zu bahnen, aber von allen Seiten wurde er zurückgeschlagen; nach keiner Richtung hin war ein Entkommen möglich.

Als er nun den Versuch zum vierten Male wagte, wäre er fast um das Leben gekommen. Sein liebster Freund ward ihm von der Seite weggeschossen, ein tödtlicher Schuß streckte das Pferd nieder, auf welchem er saß, worauf ein gemeiner Husar auf ihn zusprengte, ihn am Arme ergriff und gewaltsam vom Schlachtfelde fortzerrte.

In der Kaserne angelangt, machten ihn seine Offiziere aufmerksam, daß sein Tschako durchschossen sei.

Er nahm ihn ab und sah, daß die Kugel den Tschako zwischen der Kokarde und dem Sturmband durchbohrt hatte.

„Weshalb nicht einen Zoll tiefer!“ sagte der Feldherr bekümmert und warf sich nach den anstrengenden Tagen und Nächten auf sein Lager nieder, um wachend zu träumen.

Nach Mitternacht weckte ihn der wachthabende Offizier und meldete, daß eine Dame mit ihm sofort sprechen wolle.

Sie war schwarz gekleidet und trug eine schwarze Haube, ihr Gesicht war bleich und hatte einen kummervollen Ausdruck.

Die schöne, edle Haltung, die ernsten, regelmäßigen Züge, die großen, von dichten Brauen beschatteten dunklen Augen — all dies erschien dem General so bekannt.

Ja, der durchdringende Blick dieser dunklen Augen, diese alabastergleiche Stirn, diese Lippen, das ganze Gesicht, — all dies war ein wohlbekanntes Bild aus längst entschwundenen Zeiten, neu an demselben war bloß der Ausdruck des Kummers und eine lange tiefe Furche der Stirn zwischen den beiden Augen, die dem ganzen Gesicht ein drohendes, unheilverkündendes Gepräge verlieh.

Der General trat auf die Frau zu, die lange kein Wort hervorzubringen vermochte.

„Du besuchst mich, Hermine, zu dieser verfluchten Stunde?“

„Ich wünsche mit Ihnen zu sprechen,“ sagte die Frau kalt und ließ sich ruhig auf den herbeigerückten Stuhl nieder.

Der General stellte sich mit gekreuzten Armen vor sie hin und blickte starr in die Augen der Dame.

„Arthur,“ begann die Dame vollkommen ruhigen, unbewegten Tones. „Schon seit langer Zeit haben wir uns nicht gesehen. Damals waren wir noch Kinder und spielten mit Blumen — — — damals mit Blumen, heute mit Tod und Leben. Sie sind alt geworden, ich aber noch mehr. Sie sehen, ich bin Wittwe geworden.“

„Auch meine Frau wird es bald sein,“ warf der General bitter ein.

„Mein Gatte ist in der Schlacht gefallen,“ fuhr die Frau fort, „in offener, ehrlicher Schlacht, und ich liebte ihn sehr, beweine ihn aber doch nicht, denn ich weiß, wofür er gefallen. Um hohen Preis erkaufte ich mir seinen Leichnam; — ich zitterte, als man ihn mit einem Mantel bedeckt in mein Haus brachte: würde er nicht irgendwie verstümmelt sein? Nein. Man hatte ihn nicht verstümmelt, jeder Zug seines Gesichtes legte mit dem Tode besiegelte Zeugenschaft ab, daß er als Held, als Ehrenmann gefallen. Er hatte eine einzige Wunde — vorn, an der Brust. Nur meinen Ring fand ich nicht an seinem Finger, meinen Verlobungsring, den er an den Finger steckte, als er mit mir zum Altar trat und den er seither niemals abgelegt. Vor wenigen Tagen sah ich diesen Ring an dem Finger eines Menschen. Ein junger Offizier quartierte sich bei uns ein, an seinem Finger erblickte ich meinen Verlobungsring.“

„Den er von einem gemeinen Soldaten gekauft haben mochte.“

„O nein. Er sagte mir, er hätte ihn einem Menschen abgenommen, den er getödtet habe.“

„Sagtest Du ihm nicht, daß jener Mensch Dein Gatte gewesen?“

„Nein. Der Offizier ist ein schöner junger Mann, sein bleiches Gesicht trügt, wenn man seinem scheinbaren Sanftmuthe glaubt, und die matten, blauen Augen verrathen nichts von der hinter ihnen verborgenen Gluth.“

„Du hast Dich in ihn verliebt?“

„Das heißt, er sich in mich. Er überhäuft mich mit seinen Liebkosungen, hat mir seine Liebe gestanden, ist ganz vernarrt in mich.“

„Und Du wirst ihn heirathen — —“

„Ich werde ihn tödten — —“

„Das vermagst Du nicht, arme Frau!“

„Wahr. Wenn ich Kraft besessen hätte, würde sich mir bereits Gelegenheit geboten haben, denn er stand vor mir, schlief in meinem Hause, ich hätte bloß in sein Zimmer treten müssen und wenn er eingeschlafen wäre, hätte ich ihn ermorden können, — doch nein, das vermag ich nicht. Und dennoch muß er sterben.“

„Wenn er ein guter Soldat ist, kann dies bald geschehen.“

„Ich will aber nicht, daß er als guter Soldat sterben soll. Er soll nicht des Ruhmes wegen, sondern meinethalben, nicht auf dem Schlachtfelde, sondern auf dem furchtbarsten Todesacker, auf dem Richtplatze sein Leben beschließen.“

„Arme Frau, der Schmerz hat Dich der Besinnung beraubt!“

„Herr General! Sie waren ein guter Freund meines Gatten! — Arthur! Wenn ich sage, daß ich für das vergossene Blut meines Gatten Rache haben will, muß ich Den weit suchen, der mir diese Rache giebt?“

„Hermine, besinne Dich! Ich ehre Deinen Schmerz, Deinen Gatten schätzte ich hoch und wenn ich in diesem Augenblick einzelne Menschen bemitleiden könnte, würde ich ihn beweinen; doch konntest Du Dich jemals dem Glauben hingeben, daß ich mit einem mir anvertrauten Heere keine andere That zu vollbringen vermöchte, als jemanden, und mag es mein bester Freund, mein Bruder oder leiblicher Vater sein, zu rächen? Und wenn ich ihn auch suchte und endlich fände, würde es sich für einen ehrlichen Soldaten passen, einen andern ehrlichen Soldaten nur deshalb tödten zu lassen, weil er in der Schlacht, auf offenem Kampfplatze jemanden tödtete, den ich liebte? Du kannst es thun, weil Du eine Frau und Gattin bist, ich aber kann es nicht thun, weil ich Soldat und Feldherr bin.“

„Sie halten mich für wahnsinnig, Herr General,“ sprach die Frau und hob die großen Augen empor; „meine Absicht war nicht, daß Sie jenen Menschen suchen sollten. Ich werde ihn hierher bringen. Ich selbst werde ihm Anlaß bieten, damit Sie ihn rechtlich, im Sinne des Gesetzes hinrichten lassen können. Und wenn es auch ein Jahr währen sollte, — nach einem Jahr müßte mein Plan doch in Erfüllung gehen. Ihre Kriegsrichter würden bloß das Todesurtheil über ihn auszusprechen, Sie selbst bloß den Stab entzweizubrechen und zu sagen haben: bei Gott wohnt die Gnade! Und ihm auf seinem Todesgange zu sagen: nicht Deiner Vergehen halber erleidest Du diesen Tod, sondern ich überliefere Dich den Händen des Henkers, weil Du das Blut meines Gatten vergossen, — wäre meine Sache.“

„O Hermine, wie glücklich bist Du in Deinem Hasse. Deine Racheplâne erstrecken sich auf ein ganzes Jahr. — Wo werden wir nach einem Jahre sein? Wer von uns bleibt so lange noch am Leben?“

„Wenn wir nicht mehr sein werden, werden wir auch nichts mehr fühlen, und dies ist mir gleichfalls recht. Den Tod fürchte ich nicht; doch so lange ich lebe, vergesse ich nicht."

„Hermine, Du hast bereits genug von Deinem Schmerze gesprochen, nun laß mich allein mit dem meinigen, über den ich weniger gern spreche. Auch ich habe meine Todten, noch dazu sehr viele und es werden noch mehr sein."

„Ich verlasse Dich trotzdem noch nicht. Ich weiß alles, was mit Dir geschehen. Du bist umzingelt und mußt Dich entweder ergeben, oder sammt Deinem Heere zu Grunde gehen. Drei volle Nächte trieb ich mich bald als Marketenderin, bald als Bäuerin, einmal sogar auch in Männerkleidern im feindlichen Lager herum. Deine Wege sind von allen Seiten abgeschnitten Als man Dich gestern von der Brücke zurückschlug, hattest Du noch großes Glück, denn den Engpaß kannst Du nicht erreichen. Bei Szélakna ist das Defilé derart mit Kanonen gespickt, daß Du dort die Hälfte Deines Heeres verlieren könntest, ohne durchzukommen, während, wenn Du hinter diese Batterie gelangen könntest, der Weg ganz frei vor Dir liegen würde, da bis zu dem Gebirge von Branyischko keine einzige Ortschaft besetzt ist. Alles in allem brauchtest Du bloß zwei Divisionen Soldaten und einige Sechspfünder hinter das die Batterie bewachende Defilé zu bringen."

Der General lächelte bitter.

„Durch die Luft, nicht wahr?"

„Nein, sondern unter der Erde. Ich erinnere mich daß, als ich als kleines Kind an dem Geburtsorte meiner Mutter zwischen diesen hohen Bergen mit meinen Kinderfreundinnen spielte, wir an dem Bergabhange häufig einen tiefen, unterirdischen Tunnel fanden, bei dessen Mündung wir zuweilen Versteck spielten. Einmal wurden wir von wilden Kindern in die Flucht getrieben, meine Freundinnen rannten nach allen Richtungen auseinander, ich selbst aber entfloh in den Tunnel. Einige von den Knaben rannten mir auch hier nach, um mir Furcht einzuflößen. Ich ging immer weiter, ein niedriger, aber ziemlich geräumiger Gang öffnete sich vor mir und ich drang immer tiefer vor. Ich vernahm fortwährend das Geschrei der Knaben, das in der wiederhallenden Höhle noch erschreckender tönte, und ich rannte in der Finsterniß, mit verhaltenem Athem, tastend zwischen Gestein und aufgeweichten Erdhaufen dahin. Plötzlich schien es mir, wie wenn ich Licht vor mir sähe, wie wenn es aus weiter Ferne gleich einem matten Sterne mir entgegenleuchtete. Ich eilte immer weiter, die Helligkeit kam mir immer näher, der Sonnenschein brach sich gleich einem silbernen Nebel Bahn in die dichte unterirdische Finsterniß und nach einem fast einstündigen Laufe gelangte ich wieder an die Oberwelt."

Erwartungsvoll lauschte der General den Worten der Frau.

„Als ich ins Freie gelangte, sah ich einen dichten, wilden Tannenwald vor mir, aus welchem ich keinen Ausweg fand. Weinend setzte ich mich auf einen umgestürzten Tannenstamm, wo mich vorübergehende Bauern antrafen, die mich nach einem kurzen Wege in ein Dorf führten."

„Wie hieß das Dorf?" unterbrach der General sie unruhig.

„Szélakna — — —"

Das Gesicht des Generals brannte, seine Augen strahlten, er trat auf die Frau zu und drückte ihre Hand.

„Und Du glaubst, daß außer Dir dieser Tunnel Niemandem bekannt ist?"

„Den Eingang mag man wohl kennen, das aber weiß Niemand, daß der Schacht bis zur entgegengesetzten Bergseite führt, wo der Ausgang so verfallen ist, daß er von außen gar nicht wahrgenommen werden kann. Mein Großvater hielt diese Entdeckung aus einem Neid, der bei Gelehrten so häufig ist, bis zu seinem Tode geheim."

„Und könntest Du mich dahin führen?"

„Ich bin bloß gekommen, um dies zu thun. Ich kam nicht, um Sie mit meinen Klagen zu langweilen, sondern um Sie zu retten. Folgen Sie mir."

Die Dame schlüpfte in ihren Mantel und der General schnallte seinen Säbel um. Zwei Ordonnanz-Offiziere folgten ihnen in einiger Entfernung mit brennenden Fackeln und so schritten sie in der Winternacht dahin.

Die Erde war weiß, der Himmel schwarz; — nach der lärmenden Schlacht lag die Gegend in tiefer Stille.

III.

Mit sicherer Ortskenntniß führte die Frau den General nach der bezeichneten Stelle.

Bei einem Felsenvorsprung blieb die Dame stehen, nahm die eine Fackel den Begleitern ab, reichte die andere dem General und winkte sodann den beiden Offizieren, sie mögen zurückbleiben.

Der General blickte sie fragend an.

„Ich will nicht," flüsterte die Frau, „daß jemand diesen Ort kenne, ehe Du in Sicherheit bist."

„Dies sind aber meine zuverläßlichsten Leute."

„Ich glaube Niemandem."

„Du bist aber eine Frau — und mit mir allein."

Voll hohen Schmerzes blickte die Frau auf den General. „In diesem schwarzen Kleide!" sagte sie seufzend.

„Und in dieser schwarzen Stunde," fügte der General hinzu, und damit schritten sie allein in die Thaltiefen hinab, zwischen den weißen reifbedeckten Bäumen dahin, voran die Frau, nach ihr der General. Die flackernden Fackeln warfen einen milden Schein auf die beiden finsteren Gestalten, die durch das dichte Schneegestöber sich einen Weg bahnten.

An dem kahlen Abhange des Felsenvorsprunges gähnte die Mündung des vergessenen Bergschachtes.

Wildes Gesträuch verbirgt den Eingang, grünes Gras wuchert dazwischen, soweit die Strahlen der Sonne dringen, im Winter ist er vom Schnee verweht.

Die Oeffnung ist kaum höher als eine Mannsgestalt, die Seiten sind abschüssig, wie dies bei den Thüren der ägyptischen Bauwerke zu sehen ist, und innen mit Balkenwerk versehen.

Die Frau trat als erste in den Tunnel, indem sie mit der schönen weißen Hand die hinderlichen, reifbedeckten Zweige zur Seite bog, nach ihr kam der General. Trotz des herabgelassenen, schwarzen Schleiers sah man das Funkeln der großen, dunklen Augen der Dame.

„Die Höhle ist ziemlich unwegsam, unser Gang wird ein schwieriger sein," sprach die Wittwe, „doch wo so viele Hände sind, kann der Weg binnen wenigen Stunden geebnet sein. Der Korridor ist auch für Kanonen breit genug."

Damit schritten sie immer tiefer in das Berginnere hinein, voran die Frau im schwarzen Kleide, mit der flackernden Fackel hinter ihr der General in seinem grauen Mantel. An manchen Stellen herrschte sommerliche Glühhitze im Magen der Erde, anderwärts bildeten unterirdische Gewässer förmliche Gefälle, die die unter ihnen dahineilenden beiden Wanderer bis auf die Haut durchnäßten.

Inmitten des Tunnels war der Bergschacht zu sehen. Ein tiefer, endlos tiefer brunnenähnlicher Raum, der sich auch in unendliche Höhe, gleich einem riesigen Schornstein, bis zur Spitze des Berges emporzieht, von wo seine Oeffnung gleich einem viereckigen Sterne in die viele hundert Klafter messende Tiefe hinableuchtet, — noch sieht man die Walzen und Hebel, die das Seil auf- und abrollten, an welchem die Bergleute in die Tiefe fuhren oder in die Höhe stiegen und die aus dem Erdinneren geholten rohen Eisenprodukte in großen, harten Lederfäcken an's Tageslicht beförderten.

Die tiefe Oeffnung gähnt unbedeckt neben dem sich dahinziehenden Gang.

Schaudernd blickt die Frau in den Abgrund.

„Als ich zum ersten Mal hier war, habe ich dies gar nicht wahrgenommen, — wie leicht hätte ich in die Tiefe stürzen können."

Weiterhin ergoß sich ein Bach quer über den Weg.

„Auch dies war damals noch nicht hier, — sicherlich wurde das Wasser mittels eines Kanals abgeleitet, der jetzt verdorben ist, so daß die Gewässer sich hier einen Weg bahnen mußten."

Die Frau konnte nicht über das Wasser hinwegkommen, der General hob sie also mit den Armen empor, und der Kopf seiner Begleiterin lehnte an seiner Schulter.

Beide waren ernst und bleich.

Einst — vor langer Zeit — wären sie nicht so ernst und bleich gewesen, doch das schwarze Kleid, die schwarze Stunde — — —

Jenseits des Baches ließ der General die Frau wieder zu Boden gleiten. Bald hatten sie den Ausgang erreicht, der ganz verschüttet war, so daß der General mehrere Steine hinwegwälzen mußte, um in's Freie gelangen zu können, wo sie sich nun inmitten eines dichten Urwaldes befanden.

Aus der Ferne vernahm man den sich stellenweise fortpflanzenden Losungsruf der feindlichen Vorposten.

Der Wald war so finster, daß man nirgends einen Ausblick hatte.

„Nun leben Sie wohl, ich gehe weiter," sprach die Frau, indem sie dem General die Hand reichte.

„Wohin denkst Du, Hermine? In diesem Wald und zu dieser Stunde — —"

„Es wäre dies nicht mein erster Gang zu dieser Stunde und auf diesem Wege. Nicht weit von hier wohnt ein Müller, der mich gut kennt, diesen werde ich aufsuchen, um meine Bauernkleider anzulegen und dann weiterzugehen."

„Weshalb so eilig?"

„Sie haben es wohl bereits vergessen, ich aber nicht, daß ich im Hause meines Gatten einen Menschen zurückließ, der meinen Gatten tödtete. Und zu diesem eile ich. Leben Sie wohl!"

„Allein lasse ich Dich nicht fort, Hermine, — ich begleite Dich wenigstens bis an den Saum des Waldes."

„Vergessen Sie nicht, daß Ihnen zwanzigtausend Menschenleben anvertraut sind, die Sie eiligst befreien müssen. Leben Sie wohl, wir werden noch häufig zusammentreffen."

Nach diesen Worten entfernte sich das räthselhafte Weib allein durch den Wald und verschwand, nachdem sie sogar die mit sich gebrachte Fackel ausgelöscht hatte, zwischen den Bäumen, deren Geäste sich dunkelgrün von dem weißen Winterbilde abhob.

(Fortsetzung folgt).

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.